

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

22. Jahrgang.

Nr. 65.

Samstag, den 17. März 1907.

Leutscher Reichstag.

19. Sitzung vom 15. März, 1. Uhr.

Im dritten Beratung wird das Berner Zusatzabkommen vom 19. September 1906 zum internationalen Übereinkommen über den Eisenbahndienstverkehr von 1890 definitiv angenommen.

Es folgt die Interpellation Albrecht und Gen. betreffend Eingriffe von Behörden in die Reichstagswahlen. Die Fragen gehen dahin: ob dem Reichstagspräsidenten bekannt sei, daß das Reichskanzleramt, das Reichsjustizamt, das Reichsfinanzamt und das Oberkommando der Schiffe in die Wahlkämpfe eingegriffen haben, u. zwar durch Erteilung von Winkeln und Rathschlägen, wie auch durch Herstellung und Verbreitung von Agitationsmaterial für die Wahl sog. nationaler Kandidaten? 2. Sei dem Reichstagspräsidenten bekannt, daß auch der von den Polizeibehörden als unpatriotischer Verein angehängene und behandelte Flottenverein die Wahlkämpfe durch Wort und Schrift beeinflusst habe und dabei im Einverständnis mit dem Reichskanzleramt handele? 3. Und was gedenke der Reichstagspräsident gegen diese ungesetzlichen Handlungen zu tun?

Auf die übliche Frage erklärt Staatssekretär Graf Posadowski: Der Herr Reichstagspräsident lehnt die Beantwortung der Interpellation ab im Hinblick auf seine allgemeinen Erklärungen vom 25. und 26. Februar. (Bewegung.) Sollte sich bei den Wahlprüfungen ergeben, daß berechnete Beschwerden vorliegen, so wird der Herr Reichstagspräsident nicht zögern, das Weitere zu veranlassen.

Abg. Singer (zur Geschäftsordnung) beantragt Besprechung der Interpellation.

Dieser Antrag findet die erforderliche Unterstützung von mindestens 50 Mitgliedern, da sich auch das Zentrum und die Freiwillichen dafür erheben.

Graf Posadowski entwirft sich. Der Bundesrat ist leer.

Abg. Fischer (Berlin) (Soz.) drückt sein Bedauern über die abschließende Antwort des Reichskanzlers bezug des Staatssekretärs aus. Die Interpellation beziehe sich ja nicht auf das Verhalten irgendwelcher untergeordneter Behörden, sondern auf das Verhalten des Reichskanzlers selbst in die Wahlen. Wenn es der Regierung freistünde, sich nach ihrem Belieben in die Wahlen einzumischen, so würde deren Ausgang lediglich abhängen von der größeren oder geringeren Gewissenhaftigkeit oder Gewissenlosigkeit der Regierung, und von ihrer Fähigkeit, politische Korruption zu treiben. Wie sei in diesem Falle im Auftrage des Reichstagspräsidenten von den in der Interpellation genannten Behörden agitiert worden? Charakteristisch sei die Antwort, an die er seinen „aufklärenden“ Substanzbrief geschrieben, — der Vorrede des „Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie“.

Weiter habe der Reichstagspräsident 30 000 Mark für Wahlzwecke hergegeben. Freilich aus „privaten“ Geldern. Das sei die tollste amtliche Wahlbeeinflussung, die je vorgekommen. Aber auch aus amtlichen Dispositionsfonds seien offenbar mißbräuchlicherweise Gelder gegeben worden für Bekämpfung der Sozialdemokratie. (Lebh. Widerspruch rechts und bei den Natl.) Jawohl, ich kann Ihnen beweisen (Gelächter rechts), daß so etwas schon vorgekommen ist, ich erinnere Sie an die Unterstützung Hülshofers Zeitungen durch den Minister Koelliker, zur Bekämpfung unserer Partei. Die Gelder, über die der Kanzler diesmal verfügt hat für Wahlzwecke, stammen offenbar von der Botschaft. Eine andere Version sagt freilich, die Gelder stammten von Herrn Richter und von Bodelschwingh, dem Vorsitzenden des Schachmacherverbandes! (Rechts andauerndes Gelächter.) Aber gleichviel, von wo die Gelder stammen, von der Botschaft oder von der Industrie, das bleibt sich gleich! Der Reichstagspräsident ist entrüstet über die Briefe, die dem Flottenverein „geschickt“ seien. Es ist kein einziger Brief gekommen. (Widerspruch rechts und bei den Natl.) Nein, nicht geschickt! Geschoben und abgeschoben! (Sturm, minutenlange Beifall und Bewegung.)

Es liegt sogar kaum ein eigentlicher Vertrauensmißbrauch vor, sondern nur eine ganz gewöhnliche Schamperlei im Bureau des Flottenvereins! Die offizielle Flüchtlingsorganisation habe unüberlegt sich sehr begreiflich, denn Herr v. Posadowski sei ein alter Praktiker in Wahlkämpfen. (Vizepräsident kämpft mit dem Redner dieser Bemerkung halber zur Ordnung.) Redner betritt sich weiter über die knappe Wahlbeeinflussung der höchsten Behörden, auch des Reichspräsidenten, und wird dabei wiederholt durch die Gloride Ruhe zu schaffen genötigt.

Dem General v. Liebert wirft Redner vor, mit seiner Kolonialschwärmerei persönliche Interessen zu verfolgen. (Große Unruhe rechts, Aufsteht! Abg. v. Liebert ruft: Ständ! Unge-

schämt! Selber ungeschämt! (Erneuter anhaltender Sturm. Mit Wut sich Ruhe schaffend, ruft Vizepräsident Kampf sowohl den Abg. Liebert wegen seines Rufes und den Redner wegen seines Gegenrufes: „Ungeschämt!“ zur Ordnung und macht den Redner auf die Folgen eines etwaigen dritten Ordnungsrufes aufmerksam.) Nach mehr als zweifelhafte Ausführungen schließt Redner unter großem Tumult.

Abg. Schöler (Ztr.) drückt sein Entsetzen aus über die Abwesenheit des Reichskanzlers. Der Flottenverein sei nach seinen Statuten ein unpatriotischer Verein. Trotzdem habe dieser Verein in der zügellosten Weise politisch agitiert. Und zwar mit Winken und Willen des Reichskanzlers. Deshalb sei dieser mitternachtswacht. Der Generalmajor Reim war das offizielle Wahlhelfer des Reichskanzlers. Am 16. Januar habe Reim geschrieben: Wer jetzt nicht den Mut habe, gegen das Zentrum Front zu machen, sei für den Flottenverein wertlos. Die Zentrumsmänner, die bisher Mitglieder des Flottenvereins waren, werden für diese Ehrung dankbar sein. Und diejenigen vom Zentrum, die jetzt noch Mitglieder des Vereins sind, die verdienen es. (Weiter.) Der Vereins-Vorsitzende, Eugen des Herrn Erzberger, müßte eigentlich jetzt eine Broschüre folgen: „Lügen über Herrn Erzberger.“ Die Briefe des Herrn Reim haben eine Korruption aufgedeckt, einen Skandal erster Güte. Ich würde mich schämen, anzunehmen, daß der Kaiser wüßte, in welcher Weise der Wahlkampf geführt worden ist! Die Methode, Napoleonisches System bei uns einzuführen, Präferenzwahlen zu machen, weisen wir entschieden zurück. (Lebh. Beifall im Zentrum.)

Abg. Kretsch (Kons.): Meine Freunde sind in der angenehmen Lage, festzustellen, daß die behaupteten Wahlbeeinflussungen in keiner Weise zugegangen unserer Partei erfolgt sind. Das Recht, bei den Wahlen Stellung zu nehmen zu den Parteien und zu den einzelnen Kandidaten erkennen wir der Regierung durchaus zu. Und daß dieses Recht überschritten worden sei, wie es behauptet wird, ist in keiner Weise erwiesen. Die politische Wahlbeeinflussung, Wahlmanoeuvrieren, ist ein Begriff, unter dem sich jeder denken kann, was er will. In dieser unserer Auffassung, daß die Regierung bei den Wahlen Stellung nehmen darf, — und mehr ist nicht geschehen, — befinden wir uns in Übereinstimmung mit dem ersten Reichskanzler Fürst Bismarck. Weiterhin auch die konservativ-liberale „Paarung“ freilich, bezeichnet Redner den Abg. Gothein als die „dunkle Wolke, die am Himmel steht“. Was das Zentrum betreffe, so hoffe er, daß es sich doch wieder einmal mit der jetzigen Mehrheit zusammenfinden werde „gegen die Sozialdemokraten“. Die Sozialdemokraten sollten einmal versuchen, mit ihrem nackten Programm in den Wahlkampf zu gehen; nicht einmal ein Doppelquartett können sie hegen. Wir freuen uns, daß die Regierung der Bekämpfung der Sozialdemokratie nicht mehr flüchtlingsweise Verachtung entgegensetze, sondern mit ihr rings um die Seele des deutschen Volkes. (Lebhafte Beifall rechts.)

Abg. v. Liebert (Sp.) gibt seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß der Reichstagspräsident und die verschiedenen Reichsbehörden sich bei ihrer Stellungnahme zu den Wahlen sämtlich durchaus im Rahmen ihres Rechts gehalten hätten. Er könne nur hoffen, daß auch künftig alle Reichsbehörden so, wie es jüngst einzelne getan, sich bei den Wahlen betätigen möchten. (Sturm bei den Soz.) Der Flottenverein habe lediglich gefragt: Was nützt uns unsere ganze Arbeit ohne eine nationale Mehrheit im Reichstage? In diesem Sinne habe er bei den Wahlen gearbeitet. Der Reichsverband werde von den Sozialdemokraten „Rechts-Lügen-Verband“ genannt. Er sei aber bereit, diesen Namen, ähnlich den Geusen, als Ehrennamen zu akzeptieren. Und zwar mit der Tendenz: das Reich gegen die Lügen der Sozialdemokratie zu stärken. (Sturm bei den Sozialdemokraten, lebhafter Beifall rechts.) Das deutsche Volk sei sich seiner Kraft auch gegenüber den Sozialdemokraten bewußt geworden! (Beifall.) Mögen die Sozialdemokraten, so schließt Redner, weiter verheerend wirken, wie unersättlich werden fortfahren, das deutsche Volk zu belächeln und aufzulären. (Erneuter lebhafter Beifall.)

Abg. Brejtski (Pole) führt lebhaft Beschwerde über Saalabtreibungen und Verbot von Versammlungen, in denen polnisch gesprochen werde.

Darauf erfolgt Vertagung.

Morgen 11 Uhr: Dritte Lesung der Reichsfinanz-Bill; zweite Lesung der Berufungsbill; erste Lesung der Reform der Reichsbank; dann Fortsetzung der heutigen Besprechung.

Schluß nach 6 1/2 Uhr.

Preussischer Landtag.

Sitzung vom 15. März.

Auf der Tagesordnung steht die Fortsetzung des Kultus- und die Besprechung des polnischen Schulstreiks.

Kindler (Freis. Vp.) erklärt, wie alle Parteien außer den Polen bedauerten auch seine Freunde den Schulstreik und wünschten im Interesse der Bewohner der Ostmark, daß er bald beendet werde. Doch seien seine Freunde gegen jedes Ausnahmegebot; sie hätten aber nichts dagegen, wenn die großpolnische Agitation mit allen bestehenden gesetzlichen Mitteln bekämpft werde.

Ernst (Freis. Vp.) mißbilligt den Schulstreik, der wesentlich durch politische Motive hervorgerufen worden sei.

Es folgt darauf die Besprechung des von den Freikonservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen eingebrachten Antrages auf allgemeine Einführung der

fachmännischen Schulaufsicht.

Abg. Schiffer (natl.) begründet diesen Antrag. Heute werde die Schulaufsicht von den Geistlichen ausgeübt; es sei eine Anomalie, daß die Geistlichen als solche ohne Rücksicht auf ihre schultechnische Vorbildung befähigt sein sollen, die Aufsicht in den Schulen auszuüben. Diese Uebung stehe auch mit dem Sinne des Baus der Verfassung, daß die Schule eine Staatsschule sei, in Widerspruch.

Kultusminister Dr. v. Studt: Der Abgeordnete Schiffer hat das Bestehen der geistlichen Schulaufsicht als gesetzwidrig bezeichnet; das ist aber unrichtig; denn das Gesetz hat nirgends die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht verlangt. Die geistliche Schulaufsicht hat sich seit Jahrhunderten historisch entwickelt. Man hat es als eine Anomalie bezeichnet, daß der Geistliche auch in rein schultechnischen Fragen die Aufsicht ausübt. Das wäre aber nur dann richtig, wenn der

Geistliche vollständig und unbereitet an diese Aufgaben herantreten würde, was tatsächlich nicht der Fall ist. Meine eigenen, langjährigen persönlichen Erfahrungen haben mich zu der Ueberzeugung geführt, daß die geistliche Schulaufsicht, insbesondere die Ortschulaufsicht, in keiner Weise als minderwertig anzusehen ist. (Sturm, hört!) Wir sind den Geistlichen, die mit großer Hingebung, Sachkenntnis und unter täglich zunehmenden Schwierigkeiten auch dieses Amt walteten, dank schuldig. Man hat auch gesagt, daß der Lehrermangel zum Teil auch darauf zurückzuführen ist, daß die Lehrer die geistliche Schulaufsicht als nicht sachgemäß empfinden. Der Lehrermangel ist aber allein zurückzuführen auf die ungenügende Zahl der Lehrerbildungsanstalten, auf weiter nichts. Die Ausführung des Schul-Unterhaltungsgesetzes ist eben im Gange, ein neues Lehrerbildungsgesetz wird geplant; da würde die Aufrollung der Frage der Neuorganisation der Schulaufsicht und all der damit zusammenhängenden Konsequenzen wie der Vermehrung der Rektorenstellen nur Unruhe in die Verhältnisse bringen. (Beifall rechts.)

Abg. Wlatfelter (Zentr.) wendet sich gegen die Ausführungen des Abg. Schiffer, daß der bestehende Zustand eine Anomalie sei. Wer sei denn nachmann?

Samstag 11 Uhr: Fortsetzung. — Schluß 4 1/2 Uhr.

Sicher u. schmerzlos & buerangemittelt. Pl. 60 Pl. Nur echt aus der Kronen-Apotheke Berlin, Friedrichstraße 160 Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 2055

Berliner Börse, 15. März 1907.

Berlin. Bankdiskont 6%, Lombardzinsfuß 7%, Privatdiskont 5 1/2%.

Vorrechnungsnotizen: 1 Frank, 100 Schilling, 60 Pf. — 1 österreichischer Gulden = 2 Mark, 1 Gulden österreichisch = 2 Mark, 1 Krone österreichisch = 2 Mark, 1		
---	--	--



Nr. 65.

Sonntag, den 17. März 1907.

22. Jahrgang.

In Fesseln.

Roman von Clarissa Lohde.

(Nachdruck verboten.)

Kontinuation.

„Die Kleinen vielleicht, aber die großen?“
 „Auch die großen,“ lächelte sie. „Und was ich noch sagen wollte, auf meine Beihilfe darfst Du rechnen, und wenn zwei so vernünftige Menschen wie wir etwas durchsehen wollen, gibt der liebe Herrgott seinen Segen dazu; ich bin davon überzeugt, daß es uns gelingen wird. — Und nun komm' und tanze mit mir.“

Sie schwenkten sich einige Male herum, dann hielt Lona dicht bei Schila an, die gedankenverloren, mit traurigem Gesicht in einer der tiefen Fensterbänke des altmodischen Saales lehnte, hinaus in die milde sternhelle Sommernacht schauend.

„Darf ich bitten, Fräulein von Barnefeld?“ fragte Holteneck.

Sie fuhr beim Klange seiner Stimme jäh herum, während ein tiefes Rot in ihre Wangen stieg. Ein Freudenstrahl leuchtete in ihren Augen auf. Wer hätte da widerstehen können? — Alle vergessend, legte er den Arm um das geliebte Mädchen, und sie fest an sich ziehend, flog er mit ihr im raschen Tanze dahin. Wie ein Rausch kam es über ihn und sie.

„Vergessen tönte es in ihm. „Vergessen nur einen Augenblick und selig sein!“

„Ein schönes Paar!“ wandte der Graf sich schmunzelnd zu Irma, die eben von dem blonden Doktor auf ihren Platz zurückgeführt wurde.

„Welch ein Paar, Herr Graf?“ fragte sie noch atemlos.

„Nun, unser Max und die reizende Barnefeld, ein Mädchen zum Anbeissen übrigens. Ich wundere mich gar nicht, wenn er bis über die Ohren verliebt in sie ist. — Wie schade, daß das Mädel kein Geld hat.“

„Aber Herr Graf,“ warf Gräfin Elström scherzend ein, die neben ihm stand, „wie können Sie so materiell denken! Muß Baron Holteneck bei seiner Verheiratung durchaus auf Geld sehen?“

„Freilich muß er das, wenigstens, wenn er vernünftig handeln will. Aber in Herzensangelegenheiten sind die Menschen selten vernünftig.“

Irma war freibleich geworden, ihr wurde dunkel vor den Augen. Wie erstarrt haftete ihr Blick auf dem gerade an ihr vorüberfliegenden Paare.

„Am Himmelswillen, gnädige Frau, was ist Ihnen?“ rief Gräfin Elström erschreckt. „Befinden Sie sich nicht wohl?“

Irma suchte sich mit aller Anstrengung zu fassen.

„O, es ist nichts — eine kleine Schwäche. Bitte, Herr Graf, geben Sie mir ein Glas Bowle, dann geht's vorüber.“

Eben hatte Holteneck Schila auf ihren Platz zurückgeführt.

„Frau von Lobach befindet sich nicht wohl,“ flüsterte Lona ihm zu. „Sie hat sich sicher zu viel zugemutet.“

„O, ich will sogleich nach ihr sehen,“ rief Schila, besorgt zu Irma hineilend, die sich eben mühsam erhoben hatte.

Ihre dunklen Augen, die unheimlich aus dem weißen Gesicht hervorleuchteten, bohrten sich schmerzvoll in das Antlitz Holtenecks, der Schila gefolgt war.

„Darf ich Sie hinaufführen, gnädige Frau?“ fragte Holteneck beklommen.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern nahm Schilas Arm und verließ mit ihr den Saal.

Um Holtenecks Mund zuckte es in verhaltenem Unmut.

„Was hatte nur Frau von Lobach?“ meinte Lona, und ihr Blick ruhte forschend auf den erregten Zügen des Betters.

Er zuckte die Achseln:

„Weiberlaunen!“

„Nur Launen, Max? — Man könnte fast glauben, es liege etwas anderes dahinter.“

Er antwortete nicht, sondern wandte sich der Kleinen Miß Bronner zu, die zum Tanze führend.

Nachdenklich blickte Lona ihm nach. Dann schüttelte sie den Kopf und senkte bekümmert auf.

12. Kapitel.

Holteneck hatte eine schlechte Nacht. Sein ganzes Inneres war aufgewühlt, tausend widerstreitende Gefühle kämpften in ihm. Er war sich bewußt, Irma durch das Festhalten an dem Bande, was die Leidenschaft um sie geschlungen, das höchste Opfer zu bringen. Aber auch das genügte ihr nicht, ihre Eifersucht war gestern trotz aller seiner Versprechungen heftiger als je aufgeloht. Was nützte also das alles? Sie wollte ihn ganz, ausschließlich besitzen, und obwohl er sich nach jenem Versprechen, das er ihr beim ersten Begegnen in Elm gegeben, in diesem Gedanken schon gefunden zu haben glaubte, fühlte er doch einen Schauer durch seine Glieder gehen. — Noch nie war es ihm so klar geworden wie am gestrigen Tage, daß er sie nicht mehr liebe, daß sein Herz einer Andern gehöre, die seine Seele ganz erfülle! — Und dennoch — dennoch —! Gab es denn keine Rettung mehr für ihn — keine? —

Ganz früh schon erhob er sich von seinem Lager. Es verlangte ihn, in freier Luft Erholung zu suchen nach den Qualen und Ängsten der Nacht.

Vom Schlosse aus führte ein schmaler Pfad ins Tal hinab zu dem unten über das Gestein dahinsprudelnden Gebirgsbach. Am Ufer desselben, von einer mächtigen Buche beschattet, stand abseits von der Straße eine Bank, wo das Murmeln des Wassers, das Zwitschern der Vögel, das einzige Geräusch war, das zum Ohre drang — ein Plah, wie geschaffen, ein aufgeregtes Gemüt zu beruhigen. Dorthin lenkte er seine Schritte.

Im Schlosse war es ganz still gewesen, alles schien zu schlafen, umso überraschter war er, eine weibliche Gestalt auf der Bank zu erblicken. Auch sie hatte die nahenden Schritte gehört und wandte ihr Antlitz dem Kommenden zu.

„Herr Baron!“ tönte es halb freudig, halb beklommen ihm entgegen.

„Fräulein Schifa,“ rief er, und auch in seiner Stimme mischten sich Freude und Schmerz.

Er setzte sich an ihre Seite, und wie immer beim Blick in ihr sanft erröthendes, in banger Erwartung zu ihm aufschauendes Gesicht, überkam es ihn wie stiller Frieden, nach dem er sich stets gesehnt und den er noch nie gefunden hatte.

„So früh schon auf?“ fragte er, seine Hand mit leisem Druck auf die ihre legend.

„Sie ließ es geschehen, entzog sie ihm nicht, und ihre Wangen färbten sich höher.“

„Irina war nicht wohl, wie Sie wissen,“ entgegnete sie. „Ich habe die ganze Nacht gewacht, um ihr kühlende Umschläge um die Stirn zu machen. Erst gegen Morgen schlief sie ein. Da zog es mich hinaus in die schöne Morgenkühle zu meinem Lieblingsplatz. — Ich höre so gern das Rauschen und Plätschern des raschen Gebirgswassers, schaue so gern dem Spiel der smaragdnen Wellen auf dem weichen Gestein zu.“

„Welche seltsame Sympathie,“ sagte er, „auch mir ist dieser Platz der liebste von allen rings um das Schloß liegenden. Aber noch nie war mir vergönnt, Ihnen hier zu begegnen.“

„Wohl weil ich doch nur selten die Muße zum Ausruhen hier finde,“ meinte sie. „Bin ich nicht auf Juchturen auswärts, so nimmt Irina meine Zeit meistens in Anspruch. Sie ist jetzt recht oft leidend, und ich Sorge mich um sie mehr, als ich zu sagen mag. So seltsam gewandelt hat sie sich seit ihrem Hiersein in ihrem ganzen Wesen — selbst gegen mich! — Vielleicht ist es auch Ihnen schon aufgefallen, Herr Baron, wie wechselnd ihre Stimmung ist. Sie ist im höchsten Grade nervös gereizt, aller Gleichmut hat sie verlassen. Ja, wenn ich sie nicht besser kenne, möchte ich wirklich manchmal glauben, unsere Freundschaft sei Täuschung gewesen, sie habe mich gar nicht mehr lieb, mich nie lieb gehabt. Bisweilen hat es sogar den Anschein, als flöhe ich ihr Abneigung ein, und das schmerzt, Herr Baron, schmerzt tief, denn ich habe sie lieb von ganzem Herzen lieb. Das wissen Sie ja auch. In der Nacht überlegte ich schon, ob ich nicht an Herrn von Lobach schreiben, und ihm meine Sorge mitteilen sollte. Aber ich weiß, ich würde ihn mit dieser Mitteilung aufs höchste beunruhigen, und das möchte ich nicht ohne zwingenden Grund.“

Schon lange war Holtenecks Hand von ihren weichen Fingern zurückgeglitten, ein schmerzlicher Zug erschien auf seinem Gesicht.

„Sie haben recht,“ sagte er dann nach kurzer Pause. „Ich glaube nicht, daß Frau von Lobach der Besuch ihres Gatten jetzt erwünscht wäre.“

Sie blickte ihn betroffen an.

„So glauben auch Sie?“

Er wandte sich ab.

„Woran denken Sie?“

„Daß Irina ihren Mann nicht so liebt, wie sie ihn lieben sollte, daß sie nicht glücklich, nicht befriedigt ist in der Ehe! — Und doch sollte sie es sein; denn es gibt, es kann keinen besseren Menschen geben als Herrn von Lobach —, und er trägt sie auf Händen. Mir ist es unbegreiflich —, und doch vermag ich mir ihr ganzes Verhalten, besonders seit wir hier in Elm sind, nicht anders zu erklären.“

„Wie sollten Sie das auch begreifen können?“ fragte er warm, mit seinem Blicke ihr im Eifer der Rede immer heißer erglühendes Antlitz umfangend.

„Nicht alle Frauen denken wie Sie, Fräulein Schifa. Sie besitzen ein dankbares Gemüt, und Dankbarkeit ist, wie bekannt, eine seltene Tugend.“

„Sie haben eine üble Meinung von den Menschen, Herr Baron,“ sagte sie traurig.

„Weil ich üble Erfahrungen gemacht habe.“

„Das bedauere ich aufrichtig,“ meinte Schifa, „denn ich betrachte es als das größte Unglück, den Glauben an die Menschheit, und damit an das Gute überhaupt einzubüßen.“

„Und doch geht den Meisten dieser Glaube verloren.“

Sie senkte die Lider, um ihre Lippen zuckte es schmerzlich.

„Möge der Allgütige mich vor solcher Erfahrung bewahren,“ sagte sie dann ernst, — „denn ich kann mir wohl denken, daß eine Enttäuschung, die man da erleidet, wo man voll vertraut hat, einen Schatten auf das ganze künftige Leben zu werfen vermag.“

Er antwortete nicht sondern brach einen Zweig von dem die Bank umgebenden Gebüsch und pflückte mechanisch die Blätter ab. — Sein Herz klopfte ihm zum Berspringen.

Auch sie schloß eine Wette.

„Sind Sie des Hauptmanns Freund?“ fragte sie dann ganz unvermittelt.

Er blickte sie befremdet an.

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?“

„Ganz natürlich — denn wenn Sie sein Freund sind, was ich voraussetze, da Sie zu den Intimen des Hauses zählen — dann können Sie sich ein großes Verdienst um ihn erwerben, wenn Sie ihn auf den seltsamen Gemütszustand seiner Frau aufmerksam machen. Sie werden mir nachfühlen, wie peinlich es für mich wäre, dem Hauptmann das alles schreiben zu müssen.“

„Er kennt Irina in ihrer jetzigen Laune nicht und weiß nur, wie viel, unsäglich viel, ich ihr zu danken habe — Wie leicht könnte er mir da persönliche Motive unterlegen, wo doch nur die trenneste Sorge um ihr Wohl aus mir spricht!“

Er hatte sich aufgerichtet — sein Auge hastete fast starr auf ihr.

„Das soll ich tun — ich?“

„Ja, Sie, Herr Baron. — Herr v. Lobach hat Ihnen ja auch ein Schutramt über seine Frau anvertraut, ebenso wie mir — und Sie werden mir beistimmen, daß es nötig ist, er erfährt die volle Wahrheit.“

Ueber seine Züge ging es wie ein Ausdruck unsägliches Qual.

„Wissen Sie nicht, daß auch die Wahrheit zuweilen tödlich werden kann? — Nein, Fräulein Schifa, nun Sie alles, damit Lobach die Wahrheit nimmer erfährt. — Sagten Sie doch eben selbst, daß Sie es für das größte Unglück halten, da enttäuscht zu werden, wo man vertrauensvoll liebt.“

Sie war totenbleich geworden.

„Ich verstehe Sie nicht —“

Ihre Lippen bebten leise — eine so angstvolle Frage lag auf ihren entgeisterten Zügen, daß in Holtenecks Seele ein tiefes Mitgefühl für sie aufstieg. — Aber durfte er sie, die mitten im Strudel fremder Leidenschaften stand, ganz ungewarnt lassen — mußte er nicht wenigstens versuchen, sie auf das unausbleiblich kommende vorzubereiten? — Am liebsten hätte er sie in den Arm genommen und ihr zugerufen: Hier an meinem Herzen suche den Schutz, dessen Deine vertrauensvolle Anschuldbedarf — hier soll Dich kein Zug noch Trug erreichen! Und so heiß, so zärtlich wallte es in ihm auf, daß er seine Bewegung kaum zu beherrschen vermochte.

„Nennen Sie mich grausam,“ fuhr er tief aufatmend fort. „Auch Grausamkeit kann bisweilen zum Segen werden, aber es wäre Sünde, Sie noch länger täuschen zu wollen.“

Er war ihr näher gerückt, seine Hand preschte sich auf die ihre, sein Atem berührte ihr Haar — wie ein Hauch kam es über ihn.

„Nein, Schifa — nein,“ drang es in abgebrochenen Sätzen über seine Lippen — „Du gehörst nicht hierher, Du holde Blume — nicht an die Seite jener Frau, die Deine Freundschaft in egoistischer Weise gemißbraucht hat. — Geh, rette Dich! — Denn auch ich habe Dein kindliches Vertrauen benützt, um Dich zu täuschen, auch ich —“

Er kam nicht weiter. — Sie war totenbleich geworden. Wie aus weiter Ferne nur drangen die letzten Worte noch an ihr Ohr. Dunkle Schatten legten sich über ihre Augen. — Ohnmächtig sank sie zurück an Holtenecks Brust, der wie schützend seinen Arm um sie schlang.

Da, ein gellender Aufschrei! —

Schifa fährt schreckensvoll empor, Holtenecks Arm sinkt schlaff herab.

Vor ihnen, in schleppendem, weihem Gewande, das Antlitz glühend vor Zorn, steht Irina. Ihr hasserfüllter Blick trifft Schifa, um sich dann voll Schmerz und unsägliches Qual in das Gesicht Holtenecks zu bohren.

„Verräter!“ — kommt es im zischenenden Ton über ihre Lippen. „So hältst Du Deinen Schwur?“

Wie entgeistert irrt Schifas Blick von dem einen zum andern, ein fieberhaftes Beben geht durch ihren Körper. Dann wendet sie sich — nur von dem einen Wunsche, einem Verlangen erfüllt — fort aus dem Bereiche dieser furchtbaren Augen. — Und wie ein geschrecktes Reh fliegt sie den Weg hinauf, der zum Schlosse zurückführt. — Ein Glück, daß die Terrasse leer war, daß sie unbemerkt auf ihr Zimmer zu gelangen vermochte. — Dort riegelte sie alle Türen zu und warf in der dunkelsten Ecke sich in die Knie, den Kopf in den Händen bergend. — Wie ein Schleier war es von ihren Augen gefallen — sie erkannte klar und unter Schauern die volle Wahrheit. — Dabei tönten ihr fortwährend Holtenecks Worte ins Ohr: Wissen Sie denn nicht, daß auch die Wahrheit zuweilen tödlich werden kann? — Schon fühlte sie etwas wie Todessehnen durch ihre Adern rieseln. — Wie sollte sie den Mut finden, in dieser Welt weiter zu leben? — Alles erschien ihr beschmutzt, besetzt, in den Staub gezogen. — Man hatte sie mißbraucht, erniedrigt. — In ihrer Ungewissenheit hatte sie mit dazu beigetragen, ein gleich vertrauens Herz wie das ihre, zu täuschen: — Lobach. —

Fortsetzung folgt.

Der Auerklärliche.

Von Charles Fofey. (Autorisierte Uebersetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Unter anderen Freunden hatte ich eines Abends Fräulein Vaubert und ihren Vetter Dubrail empfangen; der letztere, der am anderen Ende des Salons saß, unterbrach plötzlich das Gespräch, indem er ausrief:

„Ach, wer kann sich denn nicht rühmen, nicht wenigstens einmal in seinem Leben ungerecht oder grausam gewesen zu sein?“

Ich saß neben Fräulein Vaubert. Bei dieser Bemerkung erbehte sie. Eine unerklärliche Blässe überzog ihr schönes Gesicht; eine tiefe Traurigkeit schimmerte in ihrem stolzen Blick. Als wollte sie eine quälende Erinnerung verjagen, fuhr sie mechanisch mit der feinen Hand über die Schläfe, an der bereits einige graue Haare schimmerten, und sagte plötzlich mit jenem fieberhaften Ton, wie ihn das Bedürfnis, sein Herz auszuschnitten, und das plötzliche Erwachen der Reue und Gewissensbisse hervorruft, ganz leise zu mir: „Ach ja, das ist wahr! Wie wahr! Sehen Sie, auch ich, deren milde Sanftmut und deren ewigen Gleichmut Sie so hochschätzten, auch ich bin erst gut geworden, weil ich vorher grausam gewesen war. Ach, und wie grausam!“

Und ohne mir Zeit zu lassen, sie nach der Geschichte zu fragen, begann sie mit tränenersudter Stimme:

„Es war in einem Seebad an der Küste der Normandie, fünf Jahre nach dem Kriege. Wir wohnten im Hotel, meine Mutter, mein Vetter René Dubrail und ich. Ich war ein ganz junges Mädchen und wußte, daß ich hübsch war. Ich war stolz darauf und hochmütig, ja sogar ein bißchen keck. Unter den Hotelgästen gefiel mir ein einziger. Er war ein schöner, hochgewachsener Mann von etwa dreißig Jahren, dessen edle und regelmäßige Züge Kraft und Energie, aber auch die bitterste Verzweiflung ausdrückten. Er sah aus wie ein Militär. Sein Diener brachte ihm seine Mahlzeiten aufs Zimmer hinauf, und er ging nachdenklich, stets allein und mit einer langen, schwarzen Offizierspelzine bekleidet spazieren. Er schien mit niemand bekannt zu sein und grüßte niemand.“

Das alles schien mir seltsam und reizte meine Neugier. Ich richtete es so ein, daß ich ihn in den Weg trat, und sprach ihn an. Er antwortete mir kaum und dazu im kühnsten Tone. Dennoch glaubte ich in seinen großen, unstillen Augen einen Blitz der Freude, ein sanftes und entzücktes Lächeln aufzudecken zu sehen. Mit gut gespielter Herstreue, deren romantische Torheit sich nur durch meine Jugend entschuldigen ließ, ließ ich meinen Handschuh fallen. Sein Gesicht verriet Verwirrung, doch er entfernte sich von mir, ohne den Handschuh aufzuheben.

Von diesem Augenblick an wußte er mich aus, ohne mir mehr Höflichkeit zu bezeigen, als den andern. Schon mein Anblick jagte diesen Krieger in die Flucht! Mein Vetter Dubrail bemerkte das und ersparte mir nicht seine sarkastischen Bemerkungen, denn er war eifersüchtig und sah den Fremden als seinen Nebenbuhler an. Ich selbst tat, als fände ich das Benehmen des Mannes, den wir den „Offizier“ nannten, ganz natürlich, doch im Grunde war ich wütend und tief verletzt.

Zwei Vorfälle sollten diesen Kerger bald in Antipathie, dann in heftige Aversion wandeln.

Eines Morgens ging ich nach kurzem, einsamen Spaziergange die Klippe hinter einer alten Bettlerin hinunter, die unter einer Last von Reisig und Heidekraut fast zusammenbrach. Da erschien auf dem Pfade, der von einer Tamariskende beschattet wurde, der „Offizier“. Aus Furcht oder Abspannung ließ die Alte ihre Last rutschen, die jetzt über die Schultern hinweg auf den Rücken fiel. Reisig und Heidekraut rollten auf den Boden, und sie selbst fiel hin. Ich stürzte näher, hob sie auf und legte ihr die Last wieder auf den Rücken, bevor der „Offizier“ auch nur eine Bewegung zu ihrer Hilfe gemacht hatte.

„O!“ rief ich in einem Anfall übelster Dummheit, „wie man so ungeschicklich sein kann, begreife ich nicht! . . . Ich habe keine Börse bei mir, und nie habe ich das so lebhaft bedauert! . . . Tun Sie mir wenigstens den

Gefallen, mein Herr, und geben Sie dieser Unglücklichen ein paar Sous!“

Seine Physiognomie verriet zuerst ein angstvolles Zögern. Ich glaubte, er wollte sich entschuldigen, sich erklären. Doch das schien ihm schwer zu fallen. Seine Lippen bewegten sich zitternd, ohne ein Wort hervorzubringen; seine Züge wurden wieder hart und starr, und in hartnäckigem, eigensinnigem Schweigen entfernte er sich schnell, ohne der Alten etwas zu geben.

Es war das erstemal, daß ich einen Unbekannten um etwas bat, und das erstemal, daß man meine Bitte unerfüllt ließ; im höchsten Grade zornig kehrte ich ins Hotel zurück. Ich erzählte den Vorfall meinem Vater, und es ward mir nicht schwer, ihn zu meiner Ansicht zu bekehren. Er versprach mir, dem „Offizier“ schon bei der nächsten Begegnung seine Meinung zu sagen, und im Uebermaß meines Zornes strichelte ich ihn noch dazu auf.

Ueber eine Woche sahen wir den Fremden nicht. „Falls er etwas und hat Angst!“ sagte ich zu René, und dieser glaubte es.

Eines Abends blieben wir trotz eines heftigen Sturmes ziemlich lange am Strande, der von den Wogen des schäumenden Meeres bespült wurde. Da rief uns ein Verzweiflungsschrei nach der Stelle des Kais, zu dem die in den Granit eingelassene Eisenleiter führte. Der Offizier stand da und stöhnte mit leichenblassem Gesicht und verzerrten Zügen mit angstgequälter Stimme:

„Da! Da! Ein Mensch ist hineingefallen! Ja, da. Ein Mensch ist hineingefallen!“

Ich machte eine heftige Bewegung, die René verstand und in wilden Worten zum Ausdruck brachte.

„Ein Mensch ertrinkt! Und Sie begnügen sich damit, um Hilfe zu rufen und wie ein Weib zu jammern und hin und her zu laufen!“ rief mein Vetter wütend, indem er mit fieberhafter Hast sein Jackett herunterriß. „Sie sind nicht einmal auf den Gedanken gekommen, diese Leiter herunterzulassen und sie ihm hinzuhalten!“

Ohne auch nur den Satz zu beenden, wollte sich René ins Wasser stürzen. Zwei Matrosen hielten ihn zurück, während ein dritter, der platt auf dem Bauch lag und den Kopf und die Schulter über das Wasser hängen ließ, ausrief: „Ich sehe den Mann . . . er hat sich über Wasser halten können; er hat die Leiter gefaßt . . . er kommt herauf!“

Bald erschienen die beiden Matrosen wieder, einer hinter dem andern, und trugen den triefenden Mann. Alle atmeten wir wieder auf und stießen einen Freudenschrei aus. Während die herbeigeeilten Schiffer die Retter und den Geretteten nach der Rettungsstation schleppten, standen wir, René und ich, allein dem „Offizier“ gegenüber. In der Dämmerung erschien sein schönes Gesicht leichenblau, und sein Körper zitterte jetzt noch nervös. Diese Blässe und dieses Zittern standen zu seiner Gestalt, der Kraft und Energie seiner Züge in so schreiendem Gegensatz, daß ich übrigens noch unter der Einwirkung dieser ergreifenden Szene meinem Vetter ein Zeichen gab. Dieser trat näher und sagte ihm gerade ins Gesicht:

„Wenn ich Sie für tapferer hielte, mein Herr, so würde ich Ihnen nicht in Worten das Gefühl ausdrücken, das mir Ihr unqualifizierbares Benehmen einflößt!“

Der Unbekannte hatte mir einen jener flüchtigen, seltsamen Blicke zugeworfen, die mich zuerst angezogen und dann abgestoßen hatten. Unter dem Schimpf, den René ihm angetan, zuckten seine Lider und schlossen sich dann, und mir war's, als ziehe sich sein tödlich getroffenes Herz vor Schmerz zusammen. Trotzdem erwiderte er kein Wort.

Dieses Schweigen brachte mich in Wut; in leidenschaftlichem Ueberschwang meiner Gefühle, vor Aerger, Enttäuschung und Neugier wollte ich ihn zum Neuesten treiben, deshalb sagte ich zu meinem Vetter in höhnischem Tone, während ich den Offizier mit spöttischem Blick ansah:

„Sie würden Ihre Ohrfeigen verschwenden, René, der Herr hätte nicht einmal den Mut, die Hand zur Abwehr zu erheben!“

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als ich erbehte und das Entsetzliche meiner sinnlosen Worte an dem

Verzerrten Ausdruck dieses männlichen Gesichts erkannte. Alle Muskeln seines Gesichts zuckten im schrecklichen Witzel eines inneren Kampfes. Dann stammelte er mit gebrochener, von heftigem Schluchzen erstickter Stimme:

Stimme: „Ich bin kein Feigling, mein Fräulein, aber Sie, Sie sind grausam! Ihr Haß sucht ein Geheimniß zu ergründen, das keine Schande ist. Doch für mich, der ich auf meine Kraft und meine Stärke so stolz, so hochmütig gewesen, für mich ist es fast eine Schande! Unendlich schwer fällt es mir, mein Unglück zu gestehen, und nichts ist mir entseßlicher, als Mitleid zu erregen . . . namentlich Ihr Mitleid, mein Fräulein! . . . Doch Sie haben es gewollt; und so mögen Sie denn mein Geheimniß wissen: Als Genie-Offizier wurden mir 1870 beide Arme bis zum Ellenbogen abgerissen, als ich die Brücke von Verneuil in die Luft sprengen ließ . . . In meiner erbärmlichen Ohnmacht kann ich nicht einmal meine Pelerine hochheben und Ihnen diese schredlichen Stümpfe zeigen, um Ihnen zu beweisen, daß ich kein Feigling bin!“

„Ein Schauer packte mich, ein eisiger Schauer,“
fuhr Fräulein Daubert fort. „Der Mann mit der
Belerine verschwand, bevor ich Kraft gefunden, ihn um
Verzeihung zu bitten, so betäubt, erdrückt, gequält war
ich von dem, was ich angerichtet!“

„Und ich muß büßen,“ setzte René Dubrail mit seiner gewohnten Ungeniertheit hinzu, „denn seitdem hat mir meine schöne Cousine gestattet, von Liebe und Heirat zu sprechen, und nie hat sie die Ungerechtigkeit und Grausamkeit verziehen, die . . . sie begangen hat!“

Kochrezept.

(Nachdruck verboten.)

Neue Wurstrezepte. Nicht nur das liebe Vorkienvieh ist geschaffen, uns Würste zu liefern, obgleich es natürlich das Hauptkontingent dafür stellt, sondern auch die Tiere des Waldes und Feldes geben ein gutes Material für Räucher- und Wurstarten, ebenso der Rindvieh-, Schaf- und Kaninchenstall, ja sogar der Fischteich. Da ich hier nur von neuen Rezepten, die erprobt und für gut befunden worden sind, sprechen will, übergehe ich die landläufigen Wurstarten und teile nachstehend drei Originalrezepte mit, die sich besonders den Landwirtinnen zur Nachahmung empfehlen:

Rehflaischwurst mit Wacholder. 3 Kilogramm feingeschabte Rehbocksleule werden mit 1½ Kilogramm feingeschabtem Lustspeck innig vermengt; Pfeffer, Salz, ½ Teelöffel Salpeter und soviel gestoßene Wacholderbeeren dazugemengt, daß der Geschmack darin zwar erkennbar, aber nicht vorwiegend ist, dann etwas in Brüche gezeigte Semmel und 500—600 Gramm in Wülbbrühe weichgelohte und zu steifem Brei durchgeschlagene Linsen dazugemengt, der Teig muß glatt, salbig, ja nicht zu dünn und auch nicht fest sein, sondern wie gutes Bratwurstfässel. In Pergamentbörne gefüllt und 10 Tage geräuchert oder gekocht und dann geräuchert oder frisch gegessen. — Das gleiche Rezept ist für Renntierfleisch anzuwenden.

Kaninchenwurst mit Kalbshirn. Das feiste Fleisch von zwei starken Lappins wird fein gewiegt, aus Haut und Sehnen geschabt, dazu der blanchirte, gehäutete Brägen von drei Kalbshirnen: gut vermischt mit Paprika, Currypulver, gestoßenen Wacholderbeeren, pulverisiertem Lorbeerblatt und Gewürz, tüchtig Salz und eine Messerspitze Salpeter gewürzt, in dünne Därme gestopft, gekocht und an lustigem Ort bis zum Gebrauch aufgehangen; etwas ausgebrühtes, geweihtes Weißbrot ist zur Festigung des Füllfels erwünscht, aber nicht absolut nöthig.

Fischwurst. Man macht eine stark gewürzte Fischfarce aus halb rohem und halb gekochtem Fisch, z. B. Seezander, Hecht oder Karpfen, nebst der Milch, der Leber des betreffenden Fisches, Salz, geweichter Semmel, geriebener, abgekochter Sellerieknolle, den nötigen Würzen und feingehackter grüner Petersilie. In kurze kleine Därme gefüllt, gekocht oder gebraten, frisch gegessen.

Rätsel und Aufgaben.

Apfelrätzel.

Aniebnge, Hoffmann, Landfarte, Schwenningen, Daussee, Seemine, Schulmeister, Regenwurm, Gelpens, Dishop, Wette, Raumburg, Auksrufer, Gesch:ni.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sollen drei nebeneinander stehende Buchstaben genommen werden. Die richtigen Buchstaben nennen nacheinander gelesen, ein Sprichwort.

Schieberätzel.

Windhille, Diebstahl, Eifer, Vorwand, Gestade, Glas, Laubwind,
Georgine, Flegel, Enfant, Stagnirleder, Schwierigkeit, Jähren, Schlier-
ler, Schlochau, Teewand, Weinrute.

Vorstehende Wörter sollen untereinander gestrichelt und seitwärts derartig verflochten werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen ein Satz von Schüler zu lesen ist.

Rebus.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntags-
Nummer.

—Rettensrätjel.

Nürnberg, Bergbau, Bauer, Gerwin, Winter, Termin,
Minden.
Bremen, Menzel, Jelle, Lefe, Sedan, Dangast, Gathhof,
Sofmann, Mannheim.

Buchstaben, Doppelrätzel.

H de	—	Stade
der	—	Eider
den	—	Laden
Gas	—	Begas
Virt	—	Siart
Ger	—	Tiger
das	—	Zudas
Ohr	—	Spohr
man	—	Taman
Mut	—	Demut
Heu	—	Gehu
ich	—	Reich
Nau	—	Meran
Ton	—	Anton
die	—	Nadie
war	—	Newar

Selbst ist der Mann.

Umfstellung.

H o i t e r
 S r a n a
 S c h n a b e l
 M e i f f e n
 S c h e u f o l
 S c h e f f e l
 M a r o t t e n

Wrenthen.

Nützlichste Aufschrift.

Der Geist macht lebendig.

Kufeke's Kinder-
mehl
hervorragend
bewährt bei
Darmkatarrh,
Diarrhoe,
Brechdurchfall etc.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Ein Glücklicher.



Herr: „Warum arbeiten Sie denn nicht? Jetzt gibt's doch überall Beschäftigung.“

Vettler: „Ach, guter Herr, ich kann Sie wirklich keine finden, ich bin Sie nämlich — Schneeschipper.“



Musterschutz.



„Ich danke für Ihre Freundlichkeit, mein Herr, das bißchen Regen tut mir nichts.“

„Aber, mein Fräulein, ich bin Patent-Anwalt, ein so entz.“



In schlan.

Von A. J. 2003.

Amtmann Rosenzippel besand sich in der rosigsten Laune in der sich nach seiner Ansicht ein Sterblicher und zumal ein Rosenzippel befinden konnte. Er hatte auch allen Grund dazu. Seit sechs Wochen war ihm, dem früheren Sekretär eines bekannten Berliner Polizeichefs, die Amtmannsstelle in dem kleinen pommerschen Dörfchen Buchheim zugefallen.

Der Polizeichef hatte sich zugunsten seines Sekretärs selbst um die Stelle bemüht, allerdings nicht zur größten Genugthuung Rosenzippels, denn dieser empfand es doch wie eine gewisse Degradation, aus dem großen, herrlichen Berlin in das kleine, elende pommersche Nest begraben zu werden.

Aber was war zu tun. Rosenzippel hatte in den saueren Äpfel heißen müssen und sich nur damit trösten können, daß sich auch in diesem entfernten Winkel der Welt schon eine Gelegenheit finden würde, seiner früheren Stellung und seinem früheren Chef Ehre zu machen.

Und diese Gelegenheit hatte sich denn auch wirklich gefunden. Mit der heutigen Post war ihm nämlich aus der Reichshauptstadt ein umfangreiches, mehrere Mal gesiegeltes Schreiben zugegangen. Rosenzippel hatte anfangs freudig aufgeschaut, als ihm aus der Umhüllung ein funkelndgelber Einhundertmarkschein, ohne Zweifel eine höhere Anerkennung seiner Verdienste, in den Schoß fiel; gar bald aber hatte sich sein Gesicht bedenklich in die Länge gezogen, nachdem er das umfangreiche Begleitschreiben zu demselben durchgesehen.

Dasselbe war von seinem früheren Chef persönlich an ihn gerichtet. In einer Reihe von Städten waren während der letzten Wochen Ausgaben von falschen Banknoten, zumal Einhundertmarkschein, erfolgt, ohne daß man bis jetzt der Fälscher hatte habhaft werden können. Bis nach Pommern hinein hatte man ihre Spuren verfolgen können; hier hatten sie sich jedoch, trotz aller Bemühungen der Polizei, gänzlich verloren, bis endlich vor wenigen Tagen und zwar diesmal auf dem flachen, pommerschen Lande, neuerdings Ausgaben konstatiert wurden.

Dieses Mal hatte man einen bestimmten Verdacht gegen eine Persönlichkeit gefaßt, die just zwei Tage vorher in der Nähe Buchheims einen solchen Schein zur Ausgabe zu suchen gebracht, sich jedoch einer näheren Prüfung durch schleunigste Flucht entzogen hatte, und Rosenzippel war von seinem früheren Chef dazu außersehen worden, eben diese Persönlichkeit im geeigneten Moment abzufassen. Erfahrungsgemäß hatte der Fälscher neuerdings nur die kleinen Orte ohne Eisenbahn- und Telegraphenverbindung berührt, und so lag die Annahme nahe, daß auch Buchheim von seiner Gegenwart nicht verschont bleiben würde.

Dergestalt war der Inhalt des Berliner Schreibens, durch welches Amtmann Rosenzippel, nachdem er die Enttäuſchung betreffs der Banknote, eines der Fälskate, die ihm sein ehemaliger Chef zur etwaigen Vergleichung beigefügt, überwunden hatte, in solch' rosigte Laune versetzt worden war.

Allerdings, eine bessere Gelegenheit, sich in den Augen seines Protektors auszuzeichnen, durfte sich wohl niemals finden. Daß ihm der Gesuchte überhaupt entgehen könne, kam Rosenzippel schon gar nicht in den Sinn; weshalb sollte ihm dieser auch die Freude, die eventuelle Belohnung — an einen Orden wagte er einstweilen nur schlichtern zu denken — verderben wollen und gerade Buchheim nicht besuchen.

Allerdings, Buchheim selbst, der kleine erbärmliche Häuserhaufen mit seiner elenden Dorfschenke durfte wenig Anziehendes für einen durchreisenden Fremden haben, das

musste sich auch Rosenzippel bekennen, aber führte nicht zwischen hier und dem nächsten Ortchen Thalheim die breite Heerstraße und lag nicht an dieser die weitbekannte „Traube“, die gewiß kein Vorbeiziehender links liegen ließ?

Ganz gewiß, wenn irgendwo, so mußte hier der Verbrecher ausgehoben werden können, und Rosenzippel beschloß denn auch, nicht eine Minute länger zu zögern. Einige Minuten hatte er noch geschwaukt, ob er sein Faktotum, den alten Polizeidiener, in die Sache einweisen und mitnehmen solle; gar bald aber hatte der Ehrgeiz in ihm gesiegt. Ganz allein wollte er die Tat vollbringen; nur um den Transport mochte sich jener bemühen und ihm deshalb in Bälde zur „Traube“ folgen. Es war ein böß heizer Tag und manchen Schweißtropfen mußte sich Rosenzippel von der Stirn wischen, ehe er die breite Heerstraße und diese entlang die „Traube“ erreichte. Das Herz klopfte doch mächtig gegen die Brust des kleinen, dickbäuchigen Herrn, als er das niedere Gastzimmer betrat. Sollte sich hier doch die Entscheidung, vielleicht über seine ganze spätere Karriere vollziehen? Kaum beachtete er das „Profil“, mit dem ihm die Wirrin den schäumenden Trunk kredenzte, denn wie festgebannt hing schon sein Blick an einem zweiten Gaste, der ihn selbst ebenso aufmerksam zu mustern schien. Sollte ihm das Glück hold gewesen sein und ihm sofort den Verbrecher in die Arme geführt haben? Aber wie darüber Gewißheit erlangen? Halt! Hatte man ihm nicht in dem Berliner Berichte gewisse Kennzeichen angegeben? Aufgeregt stöberte Rosenzippel in der Rocktasche. Da war der Brief! Unter seinen zitternden Händen hinweg, unbemerkt von ihm, flatterte die eingeschlagene Banknote in das Gastzimmer.

Wichtig, da stand's! „Kleiner bieder Herr mit goldener Brille!“ Herrgott, du habtest Mitleid mit deinem Knecht! Rosenzippel hätte laut aufjubeln mögen, als er jetzt einen flüchtigen Blick auf den Fremden warf. Gefunden! Da war kein Zweifel! Er beachtete kaum, wie der Fremde vorsichtig die zur Erde gefallene Banknote aufhob; jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, als mit Hilfe seines Faktotums, dessen Stimme er schon draußen zu hören glaubte, zur Verhaftung zu schreiten. Vorsichtig erhob er sich, als auch im selben Augenblick der Andere aufsprang. Aha, der hatte Lunte gerochen; jetzt galt's, zuerst den Ausgang zu gewinnen. Mit zwei mächtigen Sähen war Rosenzippel auf die Tür zugesprungen, aber nur, um dieselbe auch gleichzeitig mit dem Fremden zu erreichen; aber entkommen sollte er ihm nicht.

Mit einem lauten Hilfsruf hatte sich Rosenzippel auf ihn gestürzt, der ihn ebenso kampfbereit empfing. Ein kurzes Ringen entstand, dann wälzten sich die Beiden auf dem Fußboden, jeder laute Hilferufe ausstoßend. Jetzt hatte ihn Rosenzippel mit beiden Händen an der Gurgel, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde.

„Herrgott, die beiden Amtsmänner aus der Nachbarschaft!“ Kraftlos hatte Rosenzippel seinen Arm sinken lassen.

„Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“

„Ich bin der Amtmann von Thalheim und suche einen Fälschmünzer! Und Sie?“

„Ich bin der Amtmann von Buchheim und suche ebenfalls einen!“

„Die Herren suchen vermutlich den Industriemitter, den man vor mehreren Stunden hier in der Nähe festgenommen hat!“ meinte jetzt der Traubenwirt, der kopfschüttelnd seine beiden Gäste betrachtete.

Rosenzippel entgegnete nichts. Wie ein geknicktes Rohr schlich er später an seinem Faktotum vorbei der Heimat zu.

Überflüssig.

Mutter: „Blickst Du denn diesen Rod von Deinem Mann nicht?“

Tochter: „Ach wo, der Miß ist ja oben am Kragen, der wird durch den Bart verdeckt!“

Aus einem Marineroman.

Als der Kapitän von der Kommandobrücke herabstürzte, um den ungeschickten Schiffsjungen zu züchtigen, nahm er ein schreckliches Ende, — es war ein Tauende, das bis dahin friedlich zusammengerollt am Boden geschlummert hatte.“

O Unschuld!

Die fünfjährige Silbe (zu ihrer Mutter): „Du, Muttmchen, Grete Wegner sagt, ihr Haus wäre von außen viel hübscher als unseres; aber nicht wahr, Muttmchen, es kommt doch nicht auf die Außigkeit, sondern auf die Innigkeit an.“

~ ~ Kalter Strahl. ~ ~



„Du, gestern sagte mir der kleine Baron, ich wäre schön wie ein Märchen!“

„Om. Märchen fangen aber immer an: „Es war einmal!““

Schlau.

Fremdenführer: „Diese Kirche ist, wie Sie bemerken, im gotischen Stil gebaut.“

Fremder: „Sie wollen sagen im goetheschen; Goethe hieß der Mann, mein Lieber, Goethe!“

Aha!

Herr (der einem Fräulein gepaschte Bonbons vom Ausland mitbringt): „Sehen Sie, mein Fräulein, meine Liebe zu Ihnen kennt keine Schranken, nicht einmal Zollschranken!“

Schön gesagt!

— „Na, Frau Maier, wat will denn Ihr Junge nu eigentlich werden?“

— „Der will Maler werden.“

— „Ach nee doch, die Annie und die Marie sind ja woll bei's Theater, da haben Se ja lauter künstliche Kinder!“

Osterfreude überall.



Der Osterhase

Logische Folgerung.

— „Ich hörte, Ihre Frau Gemahlin sei durchgebrannt!“ — „Ist das wahr, Herr Professor?“ — „Zedenfalls, denn ich erinnere mich, daß es heute Mittag keine Szene gab, als ich ohne Regenschirm nach Hause kam!“

Verschmäht.

Warum ist der Hans so blaß,
Kann mir's einer sagen?
Warum mag er Glas auf Glas
Durch die Gurgel jagen?

Ei, Herr Hans, wo fehlt es Euch?
Gut steh'n Eure Felder,
Karpfen gibt's in Eurem Teich
Und im Kasten Gelder.

Senkt der Hans den bleichen Kopf
Auf die Brust hernieder.
Fern mit einem blonden Zopf
Spielt der arme Frieder —

Leo Heller.

Zeitgemässe Einrichtung.



Die Reisenden: „Aber Herr Wirt, was ist denn das für ein entsetzliches Zimmer, das wir bekommen haben! Überall hängen ja Plakate mit schrecklichen Aufschriften: „Bitte mit rauchlosem Pulver zu schießen!“ oder „Auf dem Teppich ist das Verbluten verboten!“ und Ähnliches.“

Wirt: „O, dann hat wohl der Oberkellner Sie für ein unglückliches Liebespärchen gehalten und Ihnen das Liebesdramazimmer gegeben.“

Unter Eheleuten.

Er: „Ich finde, ich bin in letzter Zeit stärker geworden.“

Sie: „Unfinn, das bildest Du Dir ein.“

Er: „Mag sein. Einbildung macht stark.“

Von der Schmiere.

„Was streiten sich denn Ihre Mitglieder so herum, Herr Direktor?“

„Ach, jedesmal, wenn ich „Die Häuser“ gebe, wollen alle den alten Moor spielen... mit dem hat 's Publikum nämlich immer soviel Mitleid, daß es gar nicht nach ihm wirft.“



Landrat (zum Besitzer einer Geflügelzuchterei): „Nun, brüten Ihre Hühner auch recht tüchtig?“
„Ich danke sehr, Herr Landrat, die Brutalität des Geflügels ist in diesem Jahre sehr gut entwickelt!“

Vergeblich.

Arzt: „Herr Bäuchel, Sie müssen mäßiger leben und sich viel Bewegung machen.“ — Bäuchel: „Ja sehen's, Herr Doktor, wenn i' eh, da muß i' trinken, und wenn i' trink', muß i' noch mehr essen. Nachher, wenn i' beides getan hab', muß i' schlafen, und davon hab' i' meinen Banst!“

Vexierbild.



Wo sind Odin's zwei Raben?

Seine Domäne.

Dinkel (zu Besuch, kalten Aufschnitt speisend): „Sag' einmal, das Zeug da nehmt Ihr wohl gleich fertig aus einem Delikateß-Geschäft?“ — Oberförstersfrau: „Was denkst Du? Das Aufschneiden läßt sich mein Mann nicht nehmen!“

Spplitter.

So vorteilhaft für das Rad die Kugellager sind, so nachteilig ist für die Radlerin ein — Halbkugellager, das gewöhnlich Korsett genannt wird.

Kapitalisten halten für den schönsten Abschnitt ihres Lebens einen hochprozentigen Dividenden-Coupon.

Verschlagenheit ist häufig die Frucht zu vieler Schläge.

Wenn zwei Eheleute nicht glücklich miteinander sind, so liegt immer die Schuld auf der Seite des anderen.

Den wahren, d. h. baren Wert des Menschen erkennt man erst, wenn er gestorben ist und die Summe seiner Lebensversicherung zur Auszahlung gelangt.

„Menschenkind, wenn Sie nur runterfallen, es kann Ihnen doch schwindlig werden!“
„Allerdings, wenn Sie den Mund nicht zumachen!“

Fröhe Erinnerung.

— „An diese Banst scheint sich für Dich eine fröhe Erinnerung zu knüpfen, Freund?“
— „Allerdings — auf der hab' ich meine Frau nicht kennen gelernt...!“

Der Abgrund.

